

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten

Klöden, Karl Friedrich von

Berlin, 1890

Fünftes Kapitel.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1694

Fünftes Kapitel.

Es kam der Donnerstag heran. Man konnte jetzt in jedem Augenblick einer Unternehmung des Feindes entgegensehen und Dietrich war dessen gewärtig. Auch heute noch wurde auf dem Windmühlenberge gearbeitet. Es waren viele Menschen dort thätig. Aber der Mittag kam heran und noch hatte der Feind nichts gegen das Schloß unternommen.

Dietrich war auf dem Schloßhof gewesen und hatte hier Anordnungen getroffen. Er stieg die Treppe hinan und trat in das Zimmer, in welchem Elisabeth sich mit den Kindern befand. Wird mir doch nachgerade die Zeit lang, sprach er, und ich sehne mich danach, daß etwas geschieht. Von der andern Seite kann mir nichts Gelegeneres kommen, als dieses Zögern des Feindes, denn um so sicherer rückt der pommerische Entsatz heran, ehe das Schloß zerstört ist. Aber unthätig sein, wenn man ein drohendes Übel nur durch Thätigkeit abwenden kann, ist ein höchst unangenehmer Zustand.

Elisabeth. Daß die Pommern von ihrer Hülfe noch gar nichts merken lassen, fängt an mich zu ängstigen. Wenn jene ausblieben, das wäre schrecklich!

Dietrich. Das werden sie nicht, ich habe ihr Versprechen, und sie denken über den Burggrafen und unsere Angelegenheiten wie ich. Hast du so wenig Vertrauen zu unsern Freunden?

Plötzlich erbehten die Mauern des Schlosses von einem furchtbaren Knall, alle Fenster zitterten und klirrten, Elisabeth hielt unwillkürlich die Hände vor die Ohren und schrie entsetzt auf, Dietrich war blaß geworden. Das Zimmer lag voll umher geworfener Steine und Kalk, über dem Fenster war eine große Öffnung, und dem Fenster gegenüber der Mauer eine zweite.

Ist die Hölle wach geworden? schrie Dietrich und lief nach dem Fenster. Über dem Windmühlenberge erhob sich eine große dichte Rauchwolke, die noch nicht deutlich erkennen ließ, was vorgefallen war. Aber in demselben Augenblick stürzte heftig, doch mit weit schwächerem Knall

eine zweite Rauchmasse den Berg hinunter und der heftige Schlag gegen das Mauerwerk des Schlosses verriet, daß eine Kugel getroffen habe, aber nicht durchgeschlagen sei. Bald folgte eine zweite und so fort.

Was für ein Ungeheuer von Donnerbüchse müssen die dort auf dem Windmühlenberge aufgestellt haben, sagte Dietrich, daß sie imstande ist, ein solches Loch durch beide Mauern zu schlagen! Das ist ein Unglück, woran ich nicht gedacht habe. Ungeheuer und feuerspeiende Drachen rücken heran gegen unser gutes Schloß und öffnen ihren Rachen uns zu verschlingen. Aber hier in diesem Zimmer könnt ihr nicht bleiben. Es ist den Kugeln ausgesetzt. Verlaßt es schnell, jetzt findet ihr nur in den Kellern Sicherheit. Richtet euch dort ein und laßt hinabtragen, was gebraucht wird. Ich muß hinaus, um auch unsere Büchsen in Bewegung zu setzen.

Er lief rasch die Treppe hinunter und ließ die vier freilich weit kleineren Büchsen, welche er besaß, in diejenigen Türme bringen, wo sie am besten gegen den Windmühlenberg benutzt werden konnten. Jetzt wurde geladen und nun sandten auch sie ihre Ladungen in die Reihen der Feinde. Man sah es an der Bewegung auf dem Berge, daß sie nicht gleichgültig aufgenommen wurden, denn man traf eine Menge schützender Vorkehrungen und die feindlichen Kugeln suchten nun die Türme, aus denen gefeuert wurde. Diese waren jedoch sehr fest gebaut und konnten allenfalls einen Stoß aushalten. Die kleineren Kugeln prallten unschädlich ab, nur die der großen Büchse schlugen tiefe Löcher und hätten sehr bedenklich sein müssen, wenn nicht gar manche vorbei gegangen wären, ohne zu treffen. Außerdem kamen ihre Kugeln nicht häufig.

So verging der 8. Februar, an welchem sich Hundelust ergab, wovon Dietrich nichts ahnte. Der Freitag brach unfreundlich und trübe mit Schneegestöber an. Dietrich stieg auf einen Turm, um in die Ferne zu schauen, ob nichts von seinen Freunden zu sehen sei. Aber die Aussicht war durch das Schneegestöber sehr begrenzt, nur auf wenige hundert Schritte ringsum reichte sie, weiterhin war nichts zu sehen. Er stand da, als ob er mit seinem Schlosse abgeschnitten wäre von der ganzen übrigen Welt. Neben ihm flatterte sein Banner im Winde, an welchem er sich hielt.

Es ist doch grausenhaft, allein zu stehen, murmelte er vor sich und suchte den Rückweg. Da donnerte wieder die schreckliche Büchse und die Kugel traf den Turm, in welchem er hinabstieg, daß er in seinen Grundvesten erbebte. Kaum war Dietrich auf dem Hofe angelangt, so fauste aus der Luft ein großer schwerer Stein daher und fiel nicht weit von ihm mit großer Gewalt zur Erde. Gleich darauf folgte eine ganze Ladung kleinerer Steine, welche auseinander fahrend sich weit umher verbreiteten. Die Bliden waren in Thätigkeit und machten den Aufenthalt

auf dem Hofe sehr gefährlich. Alles was da konnte, suchte Schutz unter den Dächern.

Unterdessen donnerte das Geschütz von beiden Seiten fort, aber die Kugeln der großen Büchse waren nicht mehr gegen die Türme und Häuser gerichtet, sondern gegen die das Ganze umfassende Mauer. Konnte man sie nicht zum Schweigen bringen, so mußte die Mauer fallen. Dietrich ließ deshalb sein Geschütz sämtlich gegen die große Büchse richten, um zu versuchen, ob es möglich sei, ihre regelmäßige Bedienung zu erschweren. Doch erreichte er damit nur wenig.

Auch die Blidenwürfe dauerten fort. Gegen Mittag warf der Feind ein brennendes Theerfaß in das Schloß. Es fiel gerade auf das Strohdach einer Scheune und rasch flammte dies empor. Man eilte zum Löschen herbei. Der Feind, der wohl bemerkte, was vorging, benutzte den Moment und schleuderte einen Steinkorb nach dem andern hinein, die in der Luft sich umkehrten und ihren Inhalt auf die Löschenden herabschütteten. Es gab viele Verwundungen; wenn sie auch meist nicht sehr gefährlich waren, da der Körper größtenteils durch Eisen geschützt wurde, so machten sie doch für den Augenblick zur Arbeit unfähig. Die Scheune brannte herunter, aber es war doch gelungen, einer weiteren Verbreitung des Feuers zu wehren.

Nachmittag näherte sich von außen ein Trompeter mit weißer Fahne, und begehrte ein Schreiben an Dietrich von Duißow abzugeben. Der Thormwarter ließ die Zugbrücke so weit hernieder, daß es überreicht werden konnte, der Trompeter ritt zurück und die Zugbrücke wurde wieder aufgezogen. Dietrich öffnete erwartungsvoll das Papier und empfing in demselben durch den Grafen von Lindow die Nachricht, daß Hundelust genommen und Rathenow wie Brandenburg von dem Kriegsvolk des Burggrafen heute besetzt worden wären.

Dietrich starrte das Papier verstört an. Das soll ich glauben? rief er. Nimmermehr. So schnell geht die Sache nicht. — Und dennoch, Graf Ulrich verbürgt sich mit seinem Wort für die Wahrheit der Nachricht. Sollte es dennoch geschehen sein! — Auch Rathenow, das feste Rathenow verloren? Es ist nicht zu glauben? Worauf soll man vertrauen, wenn auch darauf nicht mehr zu bauen ist?

Er ging zu Elisabeth, um ihr die empfangenen Nachrichten mitzuteilen. Sie hörte sie traurig und schweigend an. Ich weiß nicht, was ich glauben soll, sprach er. Unbedenklich würde ich sie für falsch halten, wenn ich nicht wüßte, daß Graf Ulrich streng die Wahrheit liebt. Da er es mir meldet, kann ich sie nicht bezweifeln. Wer aber kann ein solches Unglück für möglich halten? — Von Rathenow kann uns nunmehr keine Hülfe kommen. Was mögen sie nur mit meinen Leuten gemacht haben? Auch die Pommern zögern unerwartet lange. Es ist

nichts mit der Hoffnung auf Menschen, sie trägt immer! Auf sich selber muß der Mann vertrauen, auf sich und die eigene Kraft; findet er da keine Hülfe, dann wehe ihm!

Dietrich stieg wieder heraus aus dem Keller. Fast der ganze Nachmittag ging mit dem durch die Blidenwürfe sehr erschwerten Löschen des Feuers darauf. Einige andere Feuerstücke, welche mit den Bliden hereingeworfen wurden, fielen so, daß sie ohne Schaden gelöscht werden konnten. So senkte sich die Nacht herab, aber das Schießen hörte noch nicht auf. Weithin fuhr der Schein des aufblitzenden Pulvers durch die Nacht und jeder Schuß war in dem feurigen Zucken der Wolken des bedeckten Himmels auf große Ferne zu sehen. Erst ziemlich spät stellte man das Feuern ein und gönnte den armen geängstigten Schloßbewohnern Ruhe; die sich unter dem Schutze ihrer Wachen dem Schläfe überließen.

Am andern Morgen, am Sonnabend den 10. Februar, dem Tage S. Scholastica, begann das Schießen schon früh und wiederum schlugen die Kugeln gegen die Mauer an denselben Stellen, auf welche sie schon gestern gerichtet gewesen waren. Große Massen Schutt waren bereits davor aufgehäuft und lange konnte sie nicht mehr halten. Hätten die Kugeln nicht so oft ihr Ziel verfehlt, wäre nicht manche zu hoch gegangen, schon längst wäre die Mauer durchbrochen gewesen. Mit Besorgnis betrachtete darum jeder die Stelle, gegen welche die Kugeln so schmetternd schlugen.

Die Bliden warfen auch heute wieder Steine und Feuerkörper auf den Schloßhof. Einer der letzteren zündete einen Stall an; doch wurde man des Feuers bald mächtig und löschte es, ohne daß es großen Schaden gethan hatte. Unangenehmer war es, daß man tote Tiere in den Hof warf, die, in Verwesung übergegangen, einen pestilenzialischen Gestank verbreiteten. Auch Fässer mit Urat wurden hineingeworfen und machten den reinlichen Hof an vielen Stellen zur Kloake.

Gegen Mittag brachte ein Trompeter abermals ein Schreiben auf die schon beschriebene Art, welches die Anzeige enthielt, daß Golzow genommen sei und Wichart von Rochow sich der Gnade des Burggrafen ergeben habe.

Das ist entsetzlich! rief Dietrich. Ich kann diese Nachrichten nicht glauben. Man hätte also Golzow zugleich belagert und Plaue nicht? — Es ist unmöglich! Es kann nicht sein. Und dennoch meldet es wieder Graf Ulrich, mein ehemaliger Freund und Waffenbruder! Wie hätte man denn das gemacht? Kann dieser Burggraf zaubern? Lläuft ihm das Kriegsvolk aus der Tasche? — Und Wichart! Der fecke, kriegslustige, tapfere Wichart hätte sich schon mit seinem schönen Schlosse ergeben müssen? Brederlow wäre ihm von Beuthen nicht zu Hülfe ge-

kommen? Nein, nein! das ist nicht zu glauben, das ist eine Nachricht, die uns mutlos machen soll, aber sie ist nicht wahrscheinlich genug er-
sonnen, sie verfehlt ihren Zweck. Was gilt's, sie kommen uns morgen mit der Nachricht, Pläue habe sich auch ergeben. — Noch lassen wir uns nicht bange machen. Fort mit dieser Lüge, die eines Ehrenmannes unwürdig ist, ins Feuer mit ihr!

Er warf das Papier in den Kamin. Ha, wie sich die Nachricht in Dunst und Rauch auflöst! rief er. Nichts als Dunst und Rauch! — Aber wenn sie doch mehr wäre, wenn Wahrheit dahinter — — Nichts! — Es kann nicht sein, es soll nicht sein! schrie er mit starker Stimme, daß Dietrich, sein älterer Sohn, hastig ins Zimmer gesprungen kam, um zu sehen, mit wem sein Vater so heftig spräche.

Dietrich meldete, daß eine ihrer Büchsen zerprungen sei und ferner nicht mehr feuern könne. Sein Vater nahm die Nachricht gleichgültiger auf, als er geglaubt hatte. Sie war in seiner Lage keineswegs bedeutend. Der junge Dietrich entfernte sich kopfschüttelnd, Dietrich blieb sinnend und brütend allein zurück, dann ging er auf den Hof und bestieg an der Mauer einen der Thürme, aus welchem gefeuert wurde und schaute hinüber in das feindliche Lager. Er stand frei, denn die Rinne war unbedeckt. Da bemerkte er, daß die feindlichen Büchschützen auf ihn anlegten, es blitzte auf und nahe an seinem Ohr pfiß die Kugel dahin. Unmittelbar darauf blitzte das Pulver an mehreren Stellen auf und die Kugeln heulten an ihm vorüber. Dietrich bemerkte von hier aus, daß der Feind sich der Burg um ein ziemliches genähert hatte.

Der Nachmittag verging und die Dämmerung fing an die Gegenstände zu verschleiern. Dietrich war in den Pferdeställen und untersuchte, wie es mit den Tieren stand. Da trat der alte Wachtmeister an ihn heran und sprach: Herr, ich melde mit Verlaub, daß es mit der Mauer mißlich aussieht. Am besten wär's, es beliebte euch selber, sie einmal anzusehen.

Sogleich, sprach Dietrich, ordnete noch einiges an und ging dann mit dem Wachtmeister.

Kaum hatte Dietrich die Stelle erreicht, wo die Kugeln gegen die Mauer geschlagen hatten, als er erblaßte und unwillkürlich still stand. Eine Strecke von mehr als zwanzig Fuß Länge der Mauer war zusammengestürzt und bot über ihrem Schutt einen offenen Eingang. Dietrich starrte ihn mit namenloser Bestürzung an. Jetzt schon die dicke Mauer durchgeschlagen? rief er endlich, jetzt schon? — Solch eine Kraft habe ich diesen Kugeln nicht zugetraut!

Wachtmeister. Eine Rotte kann in ihrer ganzen Breite gerade durchmarschieren, ohne eine Leiter anzulegen. Nun ist es keine Kunst, ins Schloß zu kommen und auf diese Weise kann jeder Hundsfott herein.

Ich sag' immer, solche Mittel müßten ganz verboten werden, da braucht ja ein Kriegsknecht weder Mut noch Kraft zu haben, die Kugeln sind alles und das Pulver thut alles. Wollt' ich doch, daß den verfluchten Pfaffen, der es erfunden, die Teufel in eine Büchse ladeten und schossen ihn grade hinein in das höllische Feuer. Es verdirbt den ganzen Krieg.

Dietrich stand in tiefen Gedanken. Endlich sprach er: Die Stelle darf unmöglich offen bleiben; sie muß durch Mannschaft besetzt werden, sonst passiert der Feind über den gefrorenen Graben ohne Hindernisse hindurch. Menschen müssen die Lücke ausfüllen und ihn abwehren. Wir müssen die Knechte schnell zusammenkommen lassen.

Wachtmeister. Menschen? Mit allem Respekt, Herr, erlaubt, daß ich meine Meinung sagen darf. Wer wird sich denn dahin stellen? Wenn da so eine Kugel von der großen Donnerbüchse angesaußt kommt, die immer nach dieser Stelle schießt, die wirft auch die Bravsten nieder, und kein Mensch kann sich gegen sie wehren. Da hilft kein Helm, kein Harnisch. Was soll es denn nützen, daß sie sich dahinstellen und lassen sich totschießen? Ja, wenn sich solch ein Beest von Kugel noch halten oder fangen oder ein vernünftiges Wort mit sich reden ließe! Die Leute würden ganz nutzlos totgeschossen und damit ist keinem ehrlichen Kriegsknecht gedient.

Dietrich. Du hast recht. Aber sie brauchen auch nicht gerade in die Mauerbresche zu treten. Seitwärts zu beiden Seiten können sie stehen, von der Mauer gedeckt, und wohlbewaffnet mit Hellebarden und Schweinespießen, um den Feind zu empfangen, wenn er sich's einfallen ließe, zu kommen. Dann hören die Büchsen ohnehin auf, hierher zu feuern, weil sie sonst ihre eigenen Leute töten.

Wachtmeister. Ah, habt ihr's so gemeint, das ist ein anderes. So ist's gut. Hätt's mir gleich denken können, daß ihr's anders meintet, als ich dummer Kerl es verstand. Gleich will ich Anstalten machen.

Dietrich ging nach dem Schlosse. Es arbeitete furchtbar in ihm und doch bemühte er sich, ruhig zu scheinen. Kaum war er in seinem Zimmer, als er sich auf einen Stuhl warf, das Gesicht mit den Händen bedeckte und mit tonloser Stimme murmelte: Es ist aus! alles vorbei! das Schloß kann sich keinen Tag mehr halten!

Jesus, Maria! schrie Elisabeth, welche anwesend war, ohne daß Dietrich sie bemerkt hatte, was sagst du? Habe ich recht verstanden?

Dietrich schreckte auf. Es ist vielleicht noch nicht so schlimm als es scheint, sprach er, in der Dunkelheit ist nicht alles deutlich zu erkennen. Aber die Mauer hat eine große Bresche.

Elisabeth. Und was willst du thun, dies Unglück abzuwenden?

Dietrich. Thun? — Kann ich dagegen etwas thun?

Elisabeth. Willst du warten, bis man dich gefangen nimmt?

O Gott, ich stürbe, wüßte ich dich als Gefangenen des Burggrafen! Flucht ist das einzige Mittel zur Rettung. Fliehe nach Pommern zu deinen Freunden. Dort kannst du vielleicht noch alles wenden.

Dietrich. Elisabeth! Das rätst du mir?

Elisabeth. Dietrich, mache mir das Herz nicht schwerer, als es ohnehin ist. O Gott, der Mut der Verzweiflung bricht leicht zusammen, und ich bin ja nur ein Weib. Ach, könnt' ich mit dir, weit, weit hinweg — dahin, wo niemand uns kennt und von uns weiß! Aber ich würde deine Flucht erschweren, und nimmer könnt' ich mir's vergeben, wäre ich Schuld an deiner Gefangenschaft. — O Dietrich, du einzige Zuflucht meines Lebens, mein Trost und meine Wonne. Wenn du dich gerettet hast, läßt du mich nachkommen. Nicht wahr, es können uns noch schöne Tage blühen?

Dietrich. Gewiß, mein teures, braves Weib. — Wo ist Johannes?

Elisabeth. Er ist eingeschlafen. Dort liegt er.

Dietrich ging und drückte ihm einen herzlichen Kuß auf die Wangen. — Laß ihn schlafen, sagte er, weiß er doch von allem Glend unseres Lebens noch nichts. — Ha, da kommt mir ein Gedanke!

Elisabeth. Was willst du thun?

Dietrich. Einen Ausfall will ich versuchen mit allen meinen Mitteln. Die Feinde sollen nicht sagen, der Löwe habe sich beschleichen lassen, ohne sich zu regen. Jetzt gleich muß es geschehen, ehe es zu spät ist. Vielleicht kann ich den Feind überraschen. Meine beiden älteren Söhne sollen mich dabei begleiten.

Elisabeth. Auch sie?

Dietrich. Zage nicht, sie kehren wieder. — Dort kommt Dietrich. Laß sofort alles was wehrhaft ist, sich schnell und still rüsten, wir wollen einen Ausfall machen. Du und Kuno, ihr werdet mich dabei begleiten und die Züge führen. Nun schnell meine Waffen.

Er bekleidete sich, während draußen ein reges, aber stilles Getümmel entstand. Die Rosse wurden aus den Ställen geführt, gefattelt und gezäumt und bald hörte man überall schwere Eisentritte schallen.

Dietrich war fertig. Auf ein fröhliches Wiedersehen, teures Weib! sprach er mit tiefer Bedeutung und drückte Elisabeth einen langen Kuß auf den Mund. Sie weinte heftig, aber still. Kaum vermochte er, sich ihren Armen zu entwinden. Er riß sich gewaltsam los und stürmte die Treppe hinauf.

Auf dem Hofe war bereits alles versammelt und geordnet. Noch dauerte der Donner des Geschüßes, wenn auch mit längeren Pausen fort. Dietrich durchging die Reihen und ermahnte seine Leute zur Tapferkeit. Dann schwang er sich auf sein Pferd, setzte sich an die Spitze des Zuges, zog sein Schwert und wandte sich zum Thore.

Es wurde leise geöffnet, leise ward die Zugbrücke herabgelassen. Die Füße der Pferde hatte man mit Lappen umwunden, damit sie sacht auftraten und auf der Brücke kein Geräusch verursachten. Der Nebel vermehrte die starke Dunkelheit, aus welcher nur die feindlichen Wachtfeuer herüberleuchteten.

Sobald man festen Boden erreicht hatte, wurden den Pferden die Lappen abgebunden. Dietrich hatte sich nach Osten gewendet und bog dann nach Nordosten ein, wo das Lager, wie er von seinem Schlosse aus gesehen, am schwächsten besetzt war. Kaum hundert Schritte war er geritten, als er auf einen feindlichen Vorposten traf, der ihm sein: Werda! entgegen schrie. Dietrich war nahe genug, um mit wenigen Sägen seines Pferdes ihm auf den Leib zu rücken. Ein Hieb seines Schwertes gebot ihm ein ewiges Stillschweigen. Er sank wimmernd zusammen. Aber gleich nachher knallten Schüsse und das Lager war alarmiert. Dietrich ging in gestrecktem Galopp auf die Zelte los, aus welchen die Kriegsknechte in wildem Tumulte hervorstürzten. Die Quizows breiteten sich aus und wütend schlugen sie auf alles ein, was ihr Schwert erreichen konnte. Es erhob sich ein großes Geschrei im Lager, noch lauter, als ein Zelt emporflammte und seinen Brand schnell weiter verbreitete. Die Bestürzung war unbeschreiblich, man hatte die Lagerreihe durchbrochen, noch ehe ein eigentlicher Widerstand stattgefunden hatte und mezelte fürchterlich. Aber ringsum rief der Marmruf der Trompeten, Pfeifen und Trommeln die Feinde auf und länger durfte man nicht säumen. Dietrich der jüngere ließ zum Rückzuge blasen, rasch sammelten sich die Quizowschen Reiter und im gestreckten Galopp ging es nach der Burg zurück, nur schwach verfolgt von den zunächst gelegenen Scharen des Feindes, deren übriger Teil erst fertig war, als sich bereits die Brücke wieder gehoben, das Thor sich wieder geschlossen hatte. Die Knechte saßen ab und führten die Pferde zu Stalle. Die gemachten Gefangenen waren bei dem eilfertigen Rückzuge zurückgeblieben, doch hatte man nicht unbeträchtliche Beute mitgeführt.

Dietrich ging zu seiner Mutter. Schweigend nahm er sein Schwert ab und hing es an die Wand. Fragend sah sie ihn an. Seine Augen standen voll Thränen.

Der Vater läßt euch herzlich grüßen, schluchzte er endlich heraus und reichte ihr mit weggewandtem Gesicht die Hand. Thränen erstickten seine Stimme.

Elisabeth. Und — er ist doch nicht — um Gottes Willen sprich!

Dietrich. Er ist nicht tot oder verwundet. Aber er kehrt nicht wieder.

Elisabeth. Doch nicht gefangen?

Dietrich. Auch nicht. Er ist glücklich entkommen, ohne daß der Feind etwas bemerkt hat*). Im Bruche weiß er Bescheid, da findet ihn der Feind nicht. Mit einem Druck der Hand ist er mir im Nebel der Nacht entschwunden.

Elisabeth. O Gott sei Dank und dennoch — möchte mein Herz brechen. Gott, mein Gott, warum läßt du mich so schwere Tage erleben! Womit habe ich das verschuldet, ich und diese Armen!

Dietrich. Der Vater will, wir sollen das Schloß morgen übergeben und uns freien Abzug bedingen.

Elisabeth. Wie Gott will. — Nun er nicht mehr hier ist, kann ich hier ohnehin keinen Trost und keine Freude finden. Mags denn geschehen. —

Die Nacht verging den hier Genannten fast schlaflos, da die Sorge um das Schicksal Dietrichs alle drückte und doch keiner dem andern mit seinen Besorgnissen das Herz schwer machen wollte. Trübe brach der Sonntag Morgen an. Sobald es hell genug geworden, ward das Zeichen gegeben, daß man unterhandeln wolle.

Der Feind stellte vor allem die Bedingung, daß Dietrich von Quizow sich der Gnade des Burggrafen ergeben müsse und war nicht wenig erstaunt über die Nachricht, daß er gestern beim Ausfalle entflohen sei. Seiner Frau und seinen Kindern wurde freier Abzug bewilligt mit dem, was ihr Eigentum sei, Dietrichs Eigentum jedoch ausgenommen. Auch seine Leute konnten abziehen mit dem, was sie am Leibe trugen. Ihr Sold wurde ihnen vorher ausgezahlt. Alles Andere mußte zurückgelassen werden.

Elisabeth packte weinend mit ihren Söhnen ihre Sachen zusammen und sie beluden damit einen Wagen. Auf einen zweiten setzten sie sich selber. Das Thor öffnete sich, die Brücke fiel. Langsam, traurig wie ein Leichenzug bewegten sich die beiden Wagen vorwärts, traurig und niedergeschlagen folgten die waffenlosen Knechte hinterher. Es ging zwischen den versammelten Heerführern und den aufgestellten Kolonnen der Feinde hindurch. Die Heerführer grüßten Elisabeth achtungsvoll, als sie an ihnen vorüberzog. Aber die rohen Kriegsknechte sandten ihr manche Spottrede und manches Schimpfwort nach, das ihr ihre traurige Lage um so fühlbarer machte. Nahe am Wege auf dem Windmühlberge, durch dessen Hohlweg sie hinauf mußten, stand die schreckliche große Donnerbüchse, die vorzugsweise sie aus ihrem Paradiese vertrieben hatte. Oben auf den Bergen sandte sie in tiefer Trauer den letzten

*) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 45. Wusterwitz bei Haftiz ap. h. a. Angelus, Ann. march. S. 192.

abschiednehmenden Blick zurück nach dem Schlosse, in welchem sie die glücklichsten Jahre ihres Lebens verlebt hatte. Da lag es in grauen Nebel gehüllt nur noch in blassen Umrissen erkennbar, wie eine Erinnerung aus längst entschwundener Zeit. Da der Weg sich abwärts senkte, war das Schloß bald auf ewig ihren Blicken entschwunden. Vier feindliche Reiter waren ihr als Geleite mitgegeben. Ihre Knechte zerstreuten sich in alle Welt, viele sahen ihr wehmütig beim Scheiden nach. — Sie begab sich nach Schloß Teupitz.

Sowie Elisabeth mit den Ihrigen abgezogen war, wurde das Schloß besetzt, wozu die Mannschaften der Städte Berlin, Kölln und Frankfurt an der Oder befehligt wurden. Alle andern blieben für heute noch im Lager stehen, erhielten aber den Befehl, sich morgen zum Aufbruch fertig zu halten, um nach Plaue zu gehen. Der Stadt Frankfurt kostete die Unterhaltung ihrer Mannschaft bei der Belagerung von Friesack die Summe von fünfhundertachtunddreißig und einhalb Schock böhmische Groschen*). — Nach allen Seiten hin waren reitende Boten abgesandt mit der Nachricht, daß Dietrich entflohen sei und jedermann aufgefordert werde, ihn gegen eine Belohnung einzufangen und lebendig oder tot einzuliefern. — Am andern Tage, den 12. Februar, zog das ganze Heer mit Ausnahme der Besatzung des Schlosses ab. Auch die große Büchse wurde fortgeschleppt, um vor Plaue gebraucht zu werden.

So war das mächtige Schloß Friesack gefallen, der Schlachtenlärm verstummte, die Donner des Geschüzes schwiegen, die kräftige Stimme Dietrichs von Quitzow war hier verhallt. — Das Schloß und das dazu gehörige Gebiet kam nun wieder in die Hände Hassos von Bredow**), der dasselbe bereits vorher besaß. Durch welche Umstände das Schloß innerhalb des hier angegebenen Zeitraums in die Hände des Landesherrn gekommen ist, so daß er es Balthasar von Schlieben pfandweise und Dietrich von Quitzow kaufweise übertragen konnte, ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt. Es ergiebt sich aus der von Gercken mitgetheilten Urkunde***), daß die vier Gebrüder Peter, Copekin, Wilkin und Matthias von Bredow im Jahre 1335 das Schloß Friesack pfandweise für dreitausend zweihundert Mark Silbers vom Markgrafen Ludwig von Brandenburg inne hatten. Frühestens können sie es 1333 erhalten haben, denn in diesem Jahre erhielt es der Markgraf von den Grafen von Lindow zurück, welche es pfandweise seit 1327 besessen hatten†). In dem gedachten Jahre 1335 erhielten die vier Gebrüder das Schloß als wieder-

*) Wohlbrück, Gesch. von Lebus II. II. S. 102. 103.

**) Vergl. Gercken, Cod. diplom. Brandenb. T. I. S. 179.

***) U. a. D. II. I. S. 267. — †) Gercken a. a. D. II. I. S. 165. 162.

käufliches Eigentum, indem sie dem Markgrafen auf die von ihm dereinst zurückzahlende Summe siebenhundert Mark erließen, so daß er bei dereinstigem Rückkauf nur zweitausend fünfhundert Mark auszahlen hatte, ausgenommen das, was sie selber als Eigentum käuflich nach erworben hatten. Daran war aber zugleich die Bedingung geknüpft, daß sie das Schloß auch dem Markgrafen für diese Summe überlassen mußten, wenn dieser es auf eine Zeit lang kaufen wollte, sobald er zu Rate werden, (oder zu zahlen) vermöchte*). Diese ungewöhnlichen Bedingungen veranlaßten den Markgrafen, die vier Brüder zugleich zu gesamter Hand mit Schloß und Stadt Friesack, dem Walde Zooßen und den zugehörigen Dörfern zu belehnen, ein Verhältnis, welches auch nachher fortdauernd aufrecht erhalten wurde.

Jobst scheint nun von dem Rechte, welches ihm jene Klausel gestattete, Gebrauch gemacht und das Schloß auf Zeit zurückgekauft zu haben, vielleicht infolge einer bei ihm sehr gewöhnlichen Finanzspeculation, indem er hoffte, mehr dafür wieder zu erhalten, als er dafür gab; ohnehin scheint ihm die angegebene Bedingung Zeit gestattet zu haben, zu zahlen, wann er vermöchte, denn sonst ist nicht abzusehen, wodurch dieser Zeitkauf von jedem andern sich unterscheiden hätte, dessen Bedingungen die Urkunde vorher sorgfältig aufführt. Vielleicht fand er nicht gleich einen Käufer und überließ es dem Schlieben pfandweise, bis Dietrich kam. Nun zahlte Dietrich in der That nicht ganz so viel, als die Bredows dafür gegeben hatten. Allein Jobst hatte doch wieder Geld und eine Rückzahlung lag schwerlich in seinen Plänen. Natürlich gaben die Bredows ihr Recht an das Schloß nicht auf, und als Friedrich es genommen hatte, werden sie ohne Zweifel auf die Zurückgabe gedrungen haben, und erst von da ab ist die Familie im ungestörten Besitze geblieben.

Jetzt ist von dem Schlosse nichts mehr übrig, als einige Gewölbe unter dem Schloßberge und eine Steintafel mit einer verloschenen Inschrift und dem Wappen derer von Bredow und von Arnim. Aus der Inschrift geht hervor, daß die Tafel über dem Eingange der alten Burg in Friesack gestanden hat. Die Jahreszahl ist leider zerstört, aber der Name Lippold von Bredow ist noch zu erkennen, außerdem der Vorname von dessen Frau, die hiernach eine geborne von Arnim gewesen zu sein scheint, und daß Lippold die Burg zu bauen angefangen. — Dies ist auffallend, da Hasso von Bredow sie befaß, scheint aber infolge der Belehnung zu gesamter Hand erklärlich. In dem Rhinflusse, nahe an dem alten Schlosse zu Friesack, und in dem Walde Zooßen sind in neueren Zeiten Ritterschwerter, Sporen und dergleichen mehr

*) U. a. D. S. 268.

gefunden worden, welche aus jener Zeit stammen²⁾. Sie befinden sich mit jener Steintafel im Besitze des Rittergutsbesizers Herrn von Bredow auf Wagenitz^{*)}. Dies zur Berichtigung des früher von dem Schlosse Mitgetheilten.

*) Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen vom 2. April 1836 Nr. 78 unter Wissenschaftlichen und Kunstnachrichten.